Quelle: *Hochschulführer für die Johann Wolfgang Goethe-Universität*, hg. von der Studentenschaft der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, 1. Auflage, Darmstadt 1964

[S. 108]
PHILOSOPHIE

Der Spiegel

In einem Café unterhalten sich zwei Studenten. Es liegt ganz in der Nähe der Universität. Da die Sonne scheint, sitzen sie vor der Glaswand, draußen. Sie sprechen über die Frage, ob und warum Philosophie heute noch gelehrt werde. Der ältere Student berichtet von einem Vortrag, in dem behauptet wurde, daß man am Philosophiestudium erfahren könne, ob man überhaupt studieren solle. Das erscheint dem anderen als eine Art nicht sehr glücklich versteckter Propaganda für ein Fach. Aber der Ältere wendet ein, die Professoren seien heute sehr überlastet. Man höre ja überall, daß zu viele Studenten im Verhältnis zu den Professoren da seien und daß nun auch noch die größere Belastung bei den andauernden Verhandlungen über die Vermehrung der Lehrstühle hinzukomme, Doktorprüfungen, Habilitationen, von den Staatsexamina und schließlich von dem Philosophicum ganz zu schweigen.
„Propaganda brauchen die hier nicht zu machen. Eher wären sie froh, wenn sie mit wenigen arbeiten könnten."
Es ist ein Gespräch, das vor vierzig Jahren kaum geführt worden wäre. Damals kümmerte sich der Student wenig um die Arbeit der Professoren innerhalb der Selbstverwaltung der Universität. Er wußte kaum, einen außerplanmäßigen Professor von einem Ordinarius zu unterscheiden, was sehr viel Gutes hatte und doch weniger Wachheit in gesellschaftlichen Fragen verriet.
Ich habe nur ein Bruchstück des Gesprächs gehört, da ich mich dazusetzte, als es schon begonnen hatte. Der Tee war schon halb ausgetrunken. Daher habe ich den hier angedeuteten Anfang hinzukonstruiert. Ich hörte dem älteren Studenten und schließlich auch dem jüngeren neugierig zu, obwohl solche zuerst unfreiwillige Zuhörerschaft auch etwas Peinliches hat. Zunächst hielt der Ältere eine kleine Rede, die ich aus dem Gedächtnis wiedergebe.
Da ich Germanistik studiere, wirst du verstehen, daß ich gerne wissen möchte, was Kunst ist. Oder wenn nicht das, so möchte ich doch gerne die Frage beantworten können, was ein Gedicht zu einem Gedicht macht. Oder: was ist es, was mich bei den „Zarten Bagatellen" von Kandinsky immer wieder in eine Weise der leichten glücklichen Erregung versetzt, wie ich sie nicht kennte, wenn ich dieses Bild nicht gesehen hätte? Ich ging also zunächst nicht zu den Philosophen, die ja solche Fragen in Seminaren behandeln, die die Überschrift „Ästhetik" tragen. Denn das kennt man. Da wird erst einmal die Problematik der ästhetischen Betrachtung von Kunstwerken behandelt: ob es sich in einer solchen nicht schon um einen „defizienten Modus" der Kunstbetrachtung handele. Wenn man solchen Ausdruck vermeiden will, kann man auch „falsches Bewußtsein" sagen. Und dann wird es gleich dialektisch und du verstehst nur noch wenig, da du viel guten Willen mitbringen mußt, den Akrobatenkunststücken am Begriffsreck zu folgen. Das schienen mir so Leute zu sein, die niemals gute Turner gewesen waren und das Versäumte zerebral nachholten.
Ich hatte also auf der Schule Gedichte gelesen und war von ihnen, wie man es nennt, angesprochen. Ich hatte auch welche gemacht, was heute ja kein Mensch mehr von sich gesteht. Überhaupt die Sprache. Es konnte eine Passage aus Kant sein, auch Spinoza, die mich gar nicht in erster Linie wegen des ausgesprochenen Gedanke fesselte, sondern eher so, wie ein Rhythmus, ein Tanz auf dem Eise, eine Melodie sich plötzlich einprägen, vergessen werden, und doch unverlierbar bleiben und wieder auftauchen.

[S. 109 bebildert]

[S. 110]
Der Jüngere fragte, ob man denn heute noch Gedichte lese. Der Ältere aber fuhr in seinem Monolog fort: Das Beste wird es wohl sein, daß ich Gedichte lese, wenn es mir Freude macht. Aber was gefällt mir da? Ich schäme mich manchmal dieser Frage, da ich sie nicht während der Freude an den Versen stelle, sondern erst hinterher, wenn diese mich einigermaßen verlassen hat. Aber diese Frage ist doch einmal da. Und schließlich habe ich auch Freude an der Frage. Kant hat ja gesagt, schön sei, was ohne Begriff gefalle. Ich dachte, als ich das zum ersten Male hörte, daß – die Wahrheit einer solchen Ansicht unterstellt – niemals jemand sagen könne, warum ich ein Gedicht immer wieder lese, einfach weil ich mich danach sehne. Bitte unterbrich mich nicht, ich weiß, es gibt immer Leute, die das alles auch gar nicht wissen wollen. Aber da du nun einmal auf einer Universität bist – dazu noch in der philosophischen Fakultät – kommen solche Fragen immer wieder, weil du es immer mit der Sprache zu tun hast. Vielleicht ist die Erfahrung von so etwas wie Schönheit oder Kunst auch abhängig von der Zeit, in der ich lebe, von den gesellschaftlichen Zuständen, davon also, ob einer reich oder arm ist, und davon, was alles daran hängt und nicht daran hängt. Ich hatte in der Schule einen ganz armen Freund, der mir sagte, er sei einmal in der Wohnung seines Direktors gewesen. Dort hätten so alte Möbel gestanden; wir sagten damals immer „im Renaissancestil". Und als er die sah, da sei ihm doch buchstäblich schlecht geworden.
Das habe ich nicht vergessen und erinnerte mich denn doch auch an andere, die es dort ganz feierlich gefunden hatten. Das bei der Gelegenheit eines Proseminar, in dem Veblens „Theorie der feinen Leute" (ich weiß: die Übersetzung ist nicht ganz zutreffend) behandelt wurde. Hier wird von einer gewissen Rasenkultur in England gesagt, daß sie ein Kind des heute so bekannt gewordenen Prestigebedürfnisses sei, das bei den Tieren Imponiergehabe heißt. Man wolle damit zeigen, daß man den immer wieder kurzgeschnittenen Rasen nutzlos genieße. Dabei sei ein Rasen, wenn Kühe auf ihm weideten, doch viel schöner. Das fand ich nun nicht, aber ich war wohl schon verdorben. Wo aber soll eine Begründung dafür zu finden sein, wer hier der Mann mit dem falschen Bewußtsein ist? Oder handelt es sich hier nur darum, einmal etwas anderes bei den Leuten durchzupauken, ihnen eben einzuhämmern?
In den philosophischen Vorlesungen habe ich dann bemerkt, daß solche Fragen, sagen wir einmal, zusammengerafft werden. Man kann unter einer Frage gleich viele andere begreifen. Dann hörte ich, was ich zunächst komisch fand, daß in solcher Einheit geradezu das Licht selbst liegen sollte, das die vielen Fragen beleuchtet. Das war so ungefähr der Zeitpunkt, als es bei mir mit der Philosophie begann. Ich hörte, daß es schon in der griechischen Philosophie ein Problem gegeben habe, das nach dem Verhältnis des Einen zu den Vielen fragt. Jetzt schien mir das nicht mehr so abstrakt. Ich hatte eher den Eindruck, daß es sich hier um Konzentrate handele. Die ganze Angelegenheit wurde jetzt so spannend, wie es damals war, als wir dem Ansager am Rundfunk lauschten, der uns mitteilte, welches Tor gerade in einem Fußballänderspiel geschossen wurde. Dann zeigte mir ein etwas verdächtig aussehender Intellektueller – jedenfalls damals schien er mir verdächtig – einen Aufsatz von Hegel, in dem doch tatsächlich gedruckt zu lesen steht, daß nicht einmal die Philosophie, sondern die Gemüsefrau abstrakt sei. Da habe ich zunächst einmal schallend gelacht. Wie man die Welt so verdrehen konnte! Und dabei fiel mir schon ein, daß derselbe Hegel ja auch gesagt haben soll, alles was geschehe, sei gut, ja das Gute geschehe immer. Da kann man ja sehen, wohin Philosophie den Menschen geführt hat. Sagt man diesen Leuten, daß die Erfahrungen der letzten Zeit nun doch endgültig gezeigt hätten, was es mit solchen Behauptungen auf sich habe, dann

[S. 111]
erklären sie einfach, daß Philosophie ja immer schon so etwas gewesen sei wie die verkehrte Wirklichkeit.
Nun ja, als Akrobatenkunststück, in solcher Welt herumzuturnen, möchte das noch hingehen.

Aber was das Tollste war, ich hörte, daß Philosophie in Anspruch nehme, daß man nur durch das Okular solcher Verkehrung die nicht verkehrte Welt überhaupt zu Gesicht bekomme. Das heißt doch, es mit dem Spiel der Unverschämtheiten ein wenig weit treiben! Das Verkehrte soll das nicht Verkehrte zeigen. Daraus würde doch folgen, daß wir, die wir glauben, ohne Philosophie schon zu wissen, was einzelne Wissenschaften uns von der Wirklichkeit erfahrbar machen, in einem großen Irrtum befangen seien. Über Bäume und Sträucher geben schließlich Naturkunde, über den Menschen Anthropologie, Biologie und Geschichte Auskunft. Aber es lasse sich einer mit den Philosophen ein. Wenn sie jetzt wenigstens ihre Feindschaft gegenüber diesen Wissenschaften offen bekennen wollten! Davon kann aber gar keine Rede sein. Man erhält zur Antwort, daß man gerade dann, wenn man diese Wissenschaften eifrig studiere, doch des Spiegels der Philosophie bedürfe, damit wir dann sähen, was in diesen Wissenschaften geschehe. Die Philosophie als Spiegel der Wissenschaften solle jedoch im Ernst die Philosophie als eine gewisse Verkehrung der Wissenschaften bedeuten. Aber es müsse ganz freundschaftlich zugehen, da sonst weder die Wissenschaften Wissenschaften noch die Philosophie Philosophie bleiben könne.
Da war also vom Spiegel die Rede. Ich kann mich selbst nur im Spiegel sehen, in dem doch das Rechte als das Linke erscheint, also verkehrt. Und dennoch sehe ich mich nur darin. Was glauben Sie, wie das dann ausgedrückt wird! Der Spiegel sei nur die Unmittelbarkeit der Reflexion und der Film die transportable Unmittelbarkeit solcher Reflexion. Wie ich im Spiegel etwas sehe, was dort zweifellos nicht ist und was ich dennoch gegenständlich vor mir habe, so soll man alle Wirklichkeit nur in einem Spiegel sehen können, in einem Spiegel, der Unwirkliches zeigt. Damit soll auch das hegelsche Wort zusammenhängen, daß das ganze Sein Schein sei. Und solch ein Spiegel soll dann die Philosophie sein und zwar zuerst als Fach und dann als Formniveau des Bewußtseins.
An dieser Stelle erklärte der jüngere Student, er habe den Eindruck, als verstehe er die Rede immer weniger. Besonders die letzten Sätze seien schon sehr merkwürdig! Wenn er nur davon reden wolle, was er verstanden habe, so müsse er denn doch sagen, daß ja auch die Philosophie „fachmäßig betrieben" werde, indem man einzelne Philosophen studiere, also Texte lese, wie doch in den philologischen Wissenschaften auch. Das gestand der Ältere zu, sagte sogar, man müsse das sehr ernst nehmen, denn Philosophie könne sich ja nicht im Absprung von den Einzelwissenschaften konstituieren, wenn sie selbst nicht einmal zunächst als solche erschiene. Aber hier liege schon die große Gefahr, daß die meisten Studenten dann nicht darüber hinausgelangten und so in einer Zwischenstufe stecken blieben, die in einer gewissen Weise mehr Unwahrheit in sich trage als unphilosophische Naivität.
So kamen sie auf das Thema Sprache. Hier habe es sich herumgesprochen, daß man von der Sprache sprechen müsse, wenn man die Probleme der Philosophie in einer heute angemessenen Weise begreifen wolle, ohne die Gewichte der Vergangenheit im Rücken liegen zu lassen. Er habe gehört, daß Philosophie der Sprache nur dann nicht Sprachwissenschaft oder auch eine Disziplin unter anderen sei, wenn sie die Probleme der Philosophie, wie sie seit den Griechen in unserer Tradition liegen,

[S. 113]
ungeschmälert mit sich führe. Aber man führe sie gerade so mit, daß Tradition immer gegen Tradition stehe. Und da waren sie wieder bei dem Stichwort Spiegel. Die Sprache bilde die Welt ja auch nicht einfach ab, sondern zeige sie in der Verkehrung. Um ein Beispiel gebeten, nannte er den Vers: „Prophete, rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten". Im Satze stehe das Weltkind hinten und nicht in der Mitte. Damit zeige sie gerade, wie das Weltkind in der Mitte stehe, was die beiden Propheten so sehr verwundere.
Da wurde der jüngere Student unwillig. Wenn er, der ja schließlich einmal etwas von Kunst gehört habe, begriffe, daß schön dasjenige sei, was ohne Begriff gefalle – und davon seien sie doch in dem Gespräch ausgegangen – so sehe er nun, daß vielleicht schön dasjenige sei, was

mit einem Begriff gefalle, der aber etwas von diesem Spiegel zu haben scheine, der die unmittelbare Wirklichkeit verkehrt zeige. „Dann sind wir ja weit gekommen!“ rief er aus. „Wie ich im Aussprechen das Weltkind nicht in die Mitte setzen darf, wenn es gestalthaft herauskommen soll, so muß ich also vielleicht auch sagen, alles sei gut, was auf der Welt geschehe, nur damit herauskommen kann – mit Sinn herauskommen kann – was wir ja heute auf der Schule lernen; daß eben so viel Scheußliches auf der Welt geschehe. Schließlich hat es unsere Zeit ja zur Genüge gezeigt und zeigt es weiter. Denn wer so als Abbildung der Wirklichkeit sagen wollte, es sei alles gut, was geschehe, der ist doch wohl ein heimlicher Faschist.“

Damit waren sie nun beim Problem der Geschichtsphilosophie angelangt. Hegel hatte gesagt, daß die Philosophie zur Geschichtsbetrachtung, also zur Betrachtung von „Geschichte“, die die Einheit von Geschehen und den Geschichten sei, die man davon erzähle, nur eine Voraussetzung mitbringe, nämlich daß es vernünftig zugegangen sei in ihr, und Jacob Burckhardt hat eingewendet, daß das doch erst zu beweisen sei und nicht so einfach mitzubringen. Da fing der ältere Student nun zum zweiten Male in diesem Gespräch furchtbar an zu lachen, so daß er eine ganze Weile gar nicht reden konnte, vielleicht hatte er sich auch verschluckt, es war ein wenig unheimlich. Schließlich beruhigte er sich und ich mich auch und sagte, darauf komme es gerade an, was Philosophie „mitzubringen“ habe. Denn in diesem Falle bringe sie eben sich selbst mit, was hier wohl bereits verboten werde. Auf das Spiegelphänomen zurückkommend, sagte er: Hier bringe Philosophie eben nichts weiter mit als den Spiegel, der die Bedingung der Möglichkeit dafür sei, auch den Satz zu verstehen, daß es nicht vernünftig zugehe in dem, was wir unmittelbar erfahren von dem Geschehen. Der Sinn sei dem Geschehen wohl transzendent, aber ohne solche Transzendenz sei das Geschehen überhaupt ohne Geschichte, die davon erzählt werden könne. Zum Verständnis, daß die von Hitler eingerichteten Konzentrationslager etwas Grauenerregendes seien, gehöre schon diese Vernunft. Denn warum in aller Welt sollten solche Einrichtungen entsetzlich sein, wenn nicht von diesem Spiegel her, den man nach Burckhardt nicht mitbringen dürfe und der denn mit Nietzsche doch befreundeter gewesen zu sein scheine, als er wohl wahrhaben wollte. Das war so eine richtige Jahrhundertfreundschaft, in deren aufgefächertem Horizonte das 20. Jahrhundert einige hübsche Scheußlichkeiten hervorgebracht habe. Zum Schluß sagte er „Weißt du, du kannst diesen Spiegel als ganz und gar surrealistisch ansehen. Es ‚gibt‘ ihn nicht, so wie es Dinge gibt. Aber er ist immer schon im Hintergrund, er ist mehr: er ist der Hintergrund jeder menschlichen Rede. Er ist gar nichts anderes als die Vernunft selbst.“

Sie erhoben sich, standen da noch eine kurze Weile, weil sie zahlen wollten. Der

[S. 114]

jüngere Student sagte noch etwas davon, daß er nun doch begriffen habe, daß man Wirklichkeit nicht ohne weiteres haben könne, so im einfachen Hinsehen, auch nicht einmal in einer einfachen Theorie; die das Gesehene aus Prinzipien begründe, sondern daß man eben in eine verkehrte· surrealistische Welt – hier genannt Spiegel – einsteigen müsse. Er fügte sogar hinzu, er habe seine ersten Meinungen nur mehr fiktiv als die seinigen vorgetragen, weil er sich immer vor dem Gelächter fürchte, das seine wahren Meinungen auslösten. Denn wie lächerlich wirke es doch, wenn man daraus die Konsequenz ziehe – und das sei wohl unumgänglich – daß man ohne derartige Überlegungen kein einziges Ereignis des Tages verstehen könne.

Als ich gestern nach einer Sitzung einem Kollegen von diesem Gespräch erzählte, hatte er seine Bedenken, besonders was den großen Burckhardt betreffe. Außerdem müsse er mir in aller Höflichkeit sagen, daß er darin gar nichts weiter sehen könne, als die nun doch schon seit Jahrhunderten bekannte Überredung zu einer platonischen Welt, jetzt natürlich viel differenzierter und gewundener, einer Welt, die Nietzsche entlarvt habe. Nun wandte ich ein, daß bei Plato, soweit ich ihn verstanden habe, doch gerade die Welt der Ideen wahr sei und

verkehrt die der Sinnlichkeit. Auch würde ich gerne, durch das Studentengespräch belehrt, fragen, was in einem solchen Satze das Wörtchen „entlarvt“ wohl für einen Sinn haben solle, wenn Vernunft nicht schon mitgebracht sei. Dann aber entgegnete er: „Sie wollen mir doch nicht erzählen, daß es sich hier um ein Gespräch unter Studenten gehandelt habe.“ Vor solcher Entlarvung kapitulierte ich und tue es hiermit öffentlich. Denn es war doch nur der Spiegel eines Gesprächs.

Prof. Dr. B. Liebrucks